

Rara  
26  
8537

# Allgemeine Preussische Zeitung

N<sup>o</sup> 27.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste, von dem Guten das Beste.

## Etourdie.

Novelle von Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

Er ging allein und sein künftiger Eidam begleitete ihn bis an die Treppe. „Lieber Papa," sagte er, „Sie nennen meine Louise noch immer Etourdie —"

„Comment!" rief der Alte. „Ich habe sie Etourdie getauft, als kein Priester auf viele Tagereisen zu haben war, wenigstens kein christlicher. Was haben Sie gegen den Namen? Ist er nicht so gut, wie ein anderer?"

„Aber, verehrtester Herr," wandte der Landrath ein, „der Begriff, der in dem Namen liegt —"

„Sie macht ihm Ehre, denk' ich!" rief der Alte.

„Aber als Frau und in meinen Verhältnissen — wenn Sie meine Gemahlin Etourdie riefen!" sagte der Landrath.

„Würde sie besser darauf hören, als auf den nichts-sagenden: Louise!" erwiederte Hourquette. „Ich rathe Ihnen, sie auch frischweg Etourdie zu nennen, es paßt auf alle Fälle!"

Neidenau hatte mit gleichem Erfolge schon ein Paar mal versucht, seine Braut von dem fatalen Namen, der im Hause so geläufig war, daß selbst die Dienerschaft ihn gebrauchte, zu befreien. Er lehrte resignirt zu der Geliebten zurück, welche am Fenster stand, um den Vater ausreiten zu sehen, doch wandte

sie sich gleich zu dem eintretenden Verlobten und das süße Geplauder nahm wieder seinen Anfang.

In Neidenau's Seele war aber eine Besorgniß gekommen, welche ihm die gewohnte Ruhe raubte, er mußte sie erst beseitigen, wie einen Dorn im schmerzenden Fleische.

„Du reitest, hör' ich?" fragte er, nachdem er lange vergebens eine feine Einleitung gesucht hatte.

„Warum sollt' ich nicht?" erwiederte sie unbefangen.

„Ich weiß nicht," versetzte er, „mir hat es nie gefallen wollen, wenn ich Damen zu Pferde sah."

„Es mögen wohl nur schlechte Reiterinnen gewesen sein, Eduard," sagte sie lachend.

„Und die Gefahr!" warf er ein. „Vor allen Dingen der Anstand!"

„Ja freilich, den muß eine Reiterin haben, wenn sie gefallen will!" rief Etourdie. „Anstand zu Pferde ist die Hauptsache."

„Wir verstehen uns nicht, theures Louischen," sagte Neidenau. „Ich meine die Schicklichkeit!"

Sie lachte — ein wenig gereizt, daß Eduard es zum ersten Male wagte, anderer Meinung als sie zu sein, aber auch er fühlte sich unangenehm berührt, daß er in seiner sonst so vollendeten Braut eine Vorliebe für das Reiten fand, das seine Mutter ein Scandal für Damen nannte. Es bedurfte indessen gewiß nur einer geringen Belehrung, um ihr Zartgefühl zu gleicher Ueberzeugung zu bringen und so fing der Unselige eine



Controverse mit der gewandten, witzigen Etourdie an — zum ersten Male in seinem Leben!

Sie war das von Niemand gewohnt, sie wurde ungeduldig, das Roth ihrer Wangen erhöhte sich und ihre schwarzen Augen blühten in einem lebhaften Feuer.

„Was Du mir sagst,“ rief sie endlich, „klingt wie eine schlechte Predigt, nimm mir's nicht übel. Ich finde keinen Sinn in der Behauptung. Warum ungeschicklich? Du scheinst keinen Begriff von der Poesie eines Ritts par excellence zu haben! Hast nur immer die langen blaffen Engländerinnen im Kopf, die am Pferde hängen, statt zu sitzen, und so langweilig sich hinschaukeln, daß mir übel wird vom Zusehen! Ein Ritt dagegen, wie ich ihn mache, weit hinaus, im gestreckten Lauf, daß das Herz jauchzt, sacre Dieu!“

Das Herz des sanften Landraths hätte auch aufschreien mögen, aber vor Entsetzen, als er diese Rede von den Lippen seiner Braut vernahm! Er fand keine Worte zur Erwiderung, er sah sie nur mit einem Blicke so starr und wehmüthig an, daß sie gleich wieder in den Ton der Milde zurückkehrte, wie er ihn stets an ihr gewohnt war. Sie versprach ihm, ohne daß er sie darum bat, nicht zu reiten, da sie sähe, wie er dagegen eingenommen sei.

„Doch hoffe ich, Dich zu bekehren, Eduard,“ setzte sie mit süßem Blick hinzu. „Hast Du mich nur ein Mal begleitet, so wirst Du Dein ungerechtes Vorurtheil aufgeben.“

Abends fuhr Meidenau nach seinem benachbarten Gute zurück und erst als er sich in dem bequemen Wagen seinen Gedanken überließ, tauchte das unerhörte Gespräch, das ihm einen fremden Geist in seiner Braut gezeigt hatte, wieder vor seiner Seele auf. Sacre Dieu! hatte sie gesagt! Ein Fluch war von ihren zarten Lippen ertönt! Der Landrath schauderte. Er wußte wohl, daß des Vaters Beispiel hierin ein sehr schlimmes war, er war oft erschrocken, wenn der Alte im Feuer des Gesprächs einen Kernfluch schallen ließ, und Louise dachte sich gewiß nichts dabei, sondern warf die Blasphemie wie irgend einen unartikulirten Ausruf hin — aber das Factum stand doch fest: sie hatte geflucht!

„Was wird die Mama sagen, wenn sie das einmal hört!“ seufzte er.

## 4.

Frau von Meidenau hatte schon sehr viel zu der übereilten Verlobung ihres Sohnes gesagt, doch liebte

sie ihn zu zärtlich, um irgend etwas Ernstliches dagegen zu unternehmen. Sie war aber an demselben Tage in Geschäften zur Stadt gefahren, und hatte dort ein Stündchen bei einer Jugendfreundin verlebt, welche ihr stets reichlichen Neuigkeitsstoff mittheilte, auch von der Braut ihres Eduard war die Rede gewesen und sie konnte, heimgekehrt, kaum erwarten, bis er kam. Da er indes lange ausblieb, griff sie nach dem Horte von Tractätchen, welchen ihr die Freundin, eine eifrige Arbeitsbiene im Stocke der „Auserwählten“, überantwortet hatte. In diesen vertiefte sie sich so, mit angestregten Geisteskräften der kindlichen Einfalt jener erhabenen Werke nachspürend, daß sie nicht das Rollen des Wagens, ja kaum den Eintritt ihres Lieblings gewahrte. Erst als er sie grüßte, hielt sie ihm die Hand entgegen, die er ehrerbietig küßte.

„Ach, Eduard, Du kommst von ihr?“ fragte sie.

„Ja, Mama, sie läßt Dich herzlich und liebevoll grüßen,“ erwiderte er.

„Was habe ich von ihr hören müssen!“ fuhr die Mutter fort. „Setze Dich zu mir, Eduard. Du weißt, ich habe mit schwerem Herzen eingewilligt, als Du, verblendet von der vergänglichlichen Schönheit, die Tochter des Parvenu zu Deiner Braut wähltest. Ich habe wenig eingewendet, Dich kaum auf den alten Adel Deines Geschlechts, auf die mehr als schwachen Glaubensgrundsätze jener Familie aufmerksam gemacht. Wehe mir, wenn eine Rücksicht auf ihren Reichthum, der allerdings unserm gesunkenen Hause wieder aufhelfen könnte, mich zu dieser Nachgiebigkeit veranlaßt hätte, denn solches sind Schätze, so die Motten fressen und Diebe entwenden können — das unsterbliche Theil aber bleibt dahinten.“

Seufzend gedachte der Sohn an sein heutiges Erlebnis und wagte kaum zu fragen, was seine Mutter gehört habe.

Sie heftete ihr tiefstehendes Auge, das nur gegen ihn den Ausdruck der Strenge milderte, auf ihn, um den Eindruck zu beobachten, den ihre Mittheilung machen würde, und fuhr dann fort: „Gestern ist Deine Braut bei der großen Truppenübung gesehen worden.“

„Es waren viele Damen draußen,“ sagte er entschuldigend. „Ich billige das zwar nicht, aber —“

„Sie ist allein draußen gewesen, ohne die Begleitung ihres Vaters!“ sprach die Mutter eindringlich.

„Mama!“ rief der staunende Sohn.

„Ganz allein, das heißt, mit zwei Domestiken,“ bestätigte die Mutter. „Und das Schrecklichste, sie selbst

hat sich gefahren — denke Dir, Eduard! selbst gefahren!“

„Vor allen den Tausenden?“ seufzte Eduard.

„Ohne die geringste Gêne!“ sagte die Mutter. „Welchen Blick läßt Dich das in ihr Anstandsgefühl, in ihre Erziehung, in ihr Herz thun! Auch in ihr Herz, mein Sohn. Denn wenn sie Dich liebte, könnte sie Dich nicht in ihr compromittiren — sie ist einmal Deine Braut und hat damit Pflichten übernommen.“

„O sie liebt mich, Mama!“ rief der Sohn. „Sie hat mir heut schon ein Opfer gebracht — leider hat sie nun einmal die Vorliebe für Pferde, aber sie wird sie mir opfern, das bin ich gewiß.“

Er erzählte der kopfschüttelnden Mama, was ihm begegnet war, und verschwieg nur das *Sacre Dieu*, was in den Augen der alten Dame einen nie zu tilgenden Vorwurf auf sie gewälzt hätte. Im Stillen dankte er dem Himmel, daß es nur dieselbe Passion war, die er heut schon kennen gelernt und von der er hoffte, daß sie ihm bereits freudig zum Opfer gebracht sei. Welche Ueberraschungen standen ihm aber noch bevor!

Die Mutter hätte übrigens die Eigenthümlichkeiten ihrer künftigen Schwiegertochter, welche sie nicht mit verblendetem, sondern eher mit eifersüchtigem Auge betrachtete, längst durchschaut, wenn sie öfter mit ihr zusammengekommen wäre. Aber sie konnte es nicht über ihren Stolz gewinnen, die Einladung des rohen Mannes — dem sie noch zu viel Ehre anzuthun glaute, ihn einen *Parvenu* zu nennen, weil er ja weder zu Rang, noch zu feiner Sitte gelangt war — anzunehmen. So hatte sie bei flüchtigem Besuch und Gegenbesuch Louise — der Name *Etourdie* war ihr durch alle Nerven gegangen, als sie ihn hörte — kennen gelernt, der feierlichen Verlobung beigewohnt, und sich dann von dem Umgange zurückgezogen, indem sie, auch wenn *Hourquettes* herüberkamen, ihr Zimmer selten verließ. Die zarte Gestalt, das sanfte Wesen der Braut hatten sie zu der Hoffnung verführt, ein bildsames Wachs in ihr zu sehen, von dem sie erwarten konnte, ihm in Zukunft, wenn sie erst ganz im Hause sein würde, die passende Form zu geben. Hätte sie ein einzig Mal die aufblühende *Etourdie* in ihrem wahren Lichte gesehen — so wäre ihr strengstes Interdict zwischen die Verlobten gefallen. Aber dazu fehlte, wenn Eduard mit ihr allein war, jeder Anlaß und von Natur besaß *Etourdie* ja die Ausgelassenheit nicht, welche nur die Erziehung — wenn man *Hourquette's* absicht-

liches Verwilderungssystem so nennen kann — in ihr Wesen geimpft hatte. Das junge Mädchen fühlte sich durchaus nicht zu der alten aschgrauen Frau hingezogen — aschgrau in ihrer Tracht, in ihrer Gesichtsfarbe, wie in ihren Lebensansichten; das harte, trockene Auge that ihr weh, wenn es sich auf sie richtete, und von den schmalen, farblosen Lippen hatte sie zwar einen kalten Kuß bei der Verlobung, aber kein Wort der Liebe, nur höfliche Floskeln empfangen, welche sie über Alles haßte und nicht im Stande war zu erwiedern. Auch das hatte ihr Frau von Neidenau übel genommen, für Mangel an Ehrerbietung, Education, ja Gefühl ausgelegt — denn wenn sie ihren Verlobten liebte, so mußte sie dies Gefühl vor Allem auf seine Mutter übertragen. Als ob die Liebe nicht verdient sein wollte! Bei ihrem Sohne war sie freilich eine solche abgöttische Verehrung gewohnt, daß er selbst ihre abgelegten Kleider hoch hielt und ein altes Clavicembel, auf dem sie in ihrer Jugend die *Werther-Periode* durchphantasirt, nicht in die Kumpelkammer verweisen ließ.

Wie sollte sich das Alles nun in Zukunft ausgleichen? Die strenge, frommelnde Mutter mit ihrem aristokratischen Stolze, versteinert in den Ansprüchen und Formen einer vergangenen Zeit, an unbedingte Autorität gewöhnt — der Sohn, blind ihr ergeben, ein junger Pedant, der selbst als Student und später als Referendar nie von frischem fröhlichem Jugendmüthe befeelt, sondern immerdar in nüchternen, ängstlich um jede Rücksicht besorgter Philisterhaftigkeit gelebt hatte — zwischen Beiden die schöne Braut, von Beiden verkannt in ihrem eigentlichen Wesen, welche nur eines leichten Anlasses bedurfte, um lustig aufzuschäumen, wie Champagner, allen Bann der Etikette abzuwerfen, ja wenn man sie einschränken wollte, diesen Zwang zu zersprengen, frei überflutend in das Unbegrenzte, selbst über die weibliche Grazie hinaus. Und hinter ihr als formidabler Rückhalt der Vater, mit seinem Applomb des Reichthums, den er in Indien gewonnen hatte, mit seinen kaiserlich französischen Manieren, der keine *Egards* vor alten Damen von Stande oder vor soliden Haushaltungen besaß, sondern die Tochter in all' ihren eccentricischen Streichen bestärkte, ein wahrer *Asmobi!*

Die Betheiligten alle vier erkannten die Klippen nicht, auf welche sie zusteuerten. Neidenau's liebende Ungebuld wurde zwar in besonnenen Schranken gehalten, aber der Hochzeitstag war bereit angesetzt und rückte Schritt für Schritt näher. So leicht *Etourdie* über das Leben dachte, war ihr die Bedeutung des Schrit-

tes doch ernst genug, um sie weicher, sinniger zu stimmen. Neidenau fand sie in solchen Momenten entzückend. Dem alten Hourquette mißfiel dies elegische Duett im höchsten Grade, er vermied das Brautpaar auf alle Weise, ließ endlich gar eines Tages anspannen und verreiste auf längere Zeit. Wie erstaunte Etourdie, als am folgenden Morgen statt ihres Bräutigams ein Briefchen von ihm kam, in welchem er beklagte, daß er während so langer Tage sie nicht sehen könne und seine Trauer darüber in vielen, wenn auch nicht poetischen Worten aussprach.

„Was hält ihn ab?“ rief Etourdie, den Brief zerknitternd. „Wenn er Zeit hat, eine so langweilige Epistel, die Zeilen und Buchstaben wie gezirkelt zu schreiben, warum kommt er nicht selbst? Er giebt nicht einmal einen Grund an.“

Sie fragte ihn also in ihrer Antwort darum und fügte naiv hinzu, daß sie gerade gehofft hätte, ihn während der Abwesenheit ihres Vaters recht viel und lange zu sehen.

Ihr Billet setzte den armen Neidenau in die größte Verlegenheit; wenn er schon ihre kindliche Arglosigkeit, die kein Mißtrauen gegen die Welt kannte, ehren mußte, so fand er es doch unbegreiflich, daß ihr eignes Gefühl ihr nicht sagte, daß es unschicklich sei, wenn er jetzt die Einsame besuchte. Wie sollte er ihr das, ohne sie zu beschämen, klar machen? Sein Brief, den er unter heißen Aengsten nach stundenlanger Arbeit zu Stande brachte, war ein Meisterwerk diplomatisch seiner Wendungen, nur leider für Etourdie ganz unverständlich.

„Er ist krank!“ Der Gedanke blühte kaum durch ihre Seele, als sie auch sofort anzuspannen befahl, um sich selbst zu überzeugen, was ihrem Geliebten fehle.

Neidenau saß wohlbehalten in seinem Arbeitszimmer und entwarf einen Bericht über Steuerreclamationen, als ihm der Bediente die Ankunft seiner Braut meldete. Die Feder sank vor Schreck aus seiner Hand und machte einen Dintenfleck auf das Papier, was ihm kaum als Student begegnet war. Ehe er sich fassen und aufstehen konnte, war Etourdie schon im Zimmer.

„Eduard!“ rief sie. „Du bist wohl krank und verschweigst es mir?“

Sie ergriff seine Hand, welche noch zitterte, während er in der Bestürzung mehrmals die Farbe wechselte. „Wie kommst Du auf diese Idee?“ stotterte er endlich. „Mir fehlt nichts!“

„Doch! doch!“ rief sie. „Seh' ich es nicht an Deiner fieberischen Farbe? An Deinen Augen? Das ist sehr unrecht, gegen mich die Wahrheit in einen solchen Wirrwarr von confusen Worten zu hüllen. — Was fehlt Dir?“

„Auf meine Ehre, nichts!“ erwiderte er. — „Wendler, wohin?“ rief er dem abgehenden Bedienten nach. „Bleibt doch! Oder ja! sage der gnädigen Frau: Fräulein Hourquette wünsche ihr einen Besuch zu machen!“

„Fällt mir nicht ein,“ sagte Etourdie, über die Fassungslosigkeit ihres Bräutigams ganz erstaunt. „Du bist wahrhaftig krank!“

„Nein, nein, liebes gutes Louischen!“ betheuerte er. „Was bringt Dich auf diesen Gedanken?“

„Nun, warum bist Du denn nicht gekommen?“ fragte sie.

„Louischen, bedenke doch!“ sagte er Athem schöpfend. „Deines Vaters Abwesenheit — es ging doch nicht an — Du ganz allein —“

„Nun?“ fragte sie, indem sie ihn mit großen Augen ansah.

Schreckliche Lage für den Bräutigam, ihr das auseinander zu sehen! Er erschöpfte sich noch in Wendungen, welche nicht zum Ziele führten, als ihm ein neuer Schreck bereitet wurde. Der Bediente, welcher auf den Wink seines Herrn zu dessen Frau Mama geeilt war, brachte den Bescheid, es würde der gnädigen Frau eine Ehre sein — aber er meldete sogleich die Ankunft eines neuen Gastes, des Grafen Harding, welcher vor Kurzem nach abgelaufener Dienstzeit auf seine Güter zurückgekehrt war und die alte Bekanntschaft mit Neidenau wieder anknüpfen wollte.

„Harding?“ rief Etourdie. „Ich sah ihn zuletzt in Uniform bei uns.“

„Louischen, die Mama wartet auf Dich!“ bat Neidenau in größter Unruhe.

„Bin ich ihretwegen gekommen, Undankbarer?“ rief Etourdie. — „Oder willst Du mich lossein?“ setzte sie mit einem so ernstern Blicke hinzu, daß Neidenau unwillkürlich seine Augen vor ihren schwarzen funkelnden Sternen senkte.

Auf dem Corridor erschallten schon Schritte. — „Was soll ich dem Herrn Grafen sagen?“ fragte der Bediente, welcher mit verwunderten Blicken dabei stand.

„Willkommen, sehr willkommen!“ sagte der Landrath, welchem die Tropfen von der Stirn persten.

Graf Harding hatte die Thüre schon geöffnet, wie es ihm sonst unangemeldet frei gestanden hatte. Sein erster Blick beim Eintreten traf Etourdie, welche mit einem Ausdruck tiefgekränkten Stolzes eben nach ihren Handschuhen griff, um aufzubrechen. Harding's Augen begegneten den ihrigen, er stugte über den unerwarteten Anblick — sie erröthete und sprach: „Nicht wahr, Herr Graf, Sie hätten mich hier nicht erwartet? Herr von Meidenau mag Ihnen die Ursache meines Kommens erklären!“ Mit einer stolzen Verbeugung gegen Harding, mit einem Blicke des Vorwurfs gegen ihren Bräutigam verließ sie das Zimmer, seine Begleitung ablehnend, seine Worte, wie sehr sich die Mama freuen werde, sie zu sehen, ganz überhörend.

Frau von Meidenau hatte sich bei der Nachricht, daß die Braut ganz allein zu ihrem Sohne gekommen sei, daß sie sich noch bei ihm befinde, nicht wenig alterirt, und wahrhafte Vorstudien zu einer ernstlichen Homilie über das Thema der Schicklichkeit, das der verwaerlosten Etourdie ganz unbekannt sein mußte, gemacht. Und wenn ihr Bräutigam auf dem Tode lag, hätte sie ihn nicht besuchen dürfen! Schade, daß diese Predigt im Entwurf erstickt wurde, denn die Unglückliche, der sie zugedacht war, erschien gar nicht, sondern fuhr wieder ab, ohne der alten Dame aufgewartet zu haben, was in dieser den Nest des Wohlwollens gegen sie auslöschte.

Harding hatte sich erklären lassen, was ihm allerdings auffallend gewesen war, und fand in der liebenden Besorgniß um einen krankgegläubten Bräutigam mehr Entschuldigung, als dieser letztere selbst, für den unpassenden Schritt.

„In solchen Fällen müssen alle Rücksichten schweigen,“ äußerte er. „Wer in der Angst um ein geliebtes Leben noch fragen kann, was die Welt zu einer Aeußerung der Liebe sagen wird, der hat nie wahrhaft geliebt.“

Ihm war Etourdie überhaupt in ihrer festen und selbstbewußten Haltung, wie er sie heute, wenn auch nur momentan gesehen hatte, ganz anders erschienen, als da er sie zuerst in der Gesellschaft, wohin sie nicht paßte, gefunden. Er glaubte den Blich des Edelsteins wahrgenommen zu haben und was ihn Anfangs abstieß, waren nur Schlacken, die sich beseitigen ließen. War aber Meidenau der Mann dazu?

Als Harding sah, wie bestürzt dieser noch immer war, über den Vorfall sowohl, als den Eindruck, den er auf seine Mama machen werde, und vor allen Din-

gen über Etourdie's Unwillen, wagte er einige Fragen, die ihn aufklären sollten, ob Meidenau nicht schon ähnliche Erfahrungen an seiner Braut gemacht habe. Doch brachten sie ihm wenig Licht und er war bei der Heimkehr nach dem sehr abgekürzten Besuche mit sich unzufrieden, warum er sich überhaupt hineingemischt und seine Ansicht zum Besten gegeben habe.

„Mag das Paar sehen, wie es mit einander fertig wird!“ rief er. „Dieser Meidenau stand mir niemals so nah, um mir seine Zukunft sehr an das Herz zu legen — sie kann sich nie über die Mittelmäßigkeit erheben! Und Etourdie? Warum sollte ich mich für ein Weib interessieren, das die Sitte nicht achtet und — einem Andern gehört?“

Dennoch schwebte ihm das Bild des seltsamen Wesens, das bei aller Unzartheit des Thuns doch einen unendlich gewinnenden Liebreiz hatte, unaufhörlich vor, so daß er in einer sehr aufgeregten Stimmung seinen Bohnsiß erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Nr. 31, 468.) Am 17. August 1842 gegen zwei Uhr früh wurde aus der Kirche Saperwich bei St. Omer Geld gestohlen. Es waren drei Kasten erbrochen und einer, der an Ort und Stelle nicht zu öffnen gewesen, mit fortgenommen worden. Gleichwohl bemerkte man weder an den Thüren noch an den Fenstern der Kirche eine Spur von Einbruch. Der Dieb mußte mittelst eines Schlüssels hineingekommen und darin sehr genau bekannt gewesen sein. Nun waren vier Schlüssel der Kirche in den Händen vier verschiedener Personen, unter andern auch des Schulmeisters Houillez. Die Stellung und der Character der drei andern Personen gestatteten durchaus keinen Verdacht; dagegen hatte man zu Houillez nicht das beste Vertrauen. Der Verdacht, der auf ihn fiel, wurde allmählig größer und verschiedene Umstände schienen ihn zu bestätigen. Auch stellte sich bald ein Ankläger ein, ein Mann aus dem Orte, Hylse, ließ nämlich einige Worte fallen, aus welchen hervorzugehen schien, daß er mit Houillez den Diebstahl begangen habe. Nach einigen Tagen erzählte er in der Schenke sogar ausführlich diesen Diebstahl, zu welchem er, wie er sagte, durch Houillez verleitet worden sei. Er erklärte mehrere Umstände, die bis dahin dunkel geblieben waren, und Niemand zweifelte, daß er der Dieb sei. Auch vor dem Instructio Richter wiederholte Hylse seine Aussage, wie er sich ganz ruhig Houillez gegenüber stellen ließ. Beide erschienen demnach am 30. November 1842 vor den Assisen und wurden von denselben für schuldig erklärt. Das Gericht verurtheilte darauf Hylse

wegen mildernder Umstände zu zwei Jahren Gefängniß, Houillez dagegen, der fortwährend seine Unschuld behauptete, zu fünfjährigem Zuchthaus zu Toulon, wo er denn auch unter Nr. 31,468 eingetragen wurde. Im Laufe des Jahres 1843 kam nun ein gewisser Macrez zur Haft, der bedeutende Diebstahle und darunter auch den Kirchenraub von Saperwich gestand. Man hörte dies mit Bestürzung an, denn wenn der Mann die Wahrheit sagte, hatte man Unschuldige bestraft. Die Gerichte boten allen Eifer auf, um die Sache aufzuklären. Macrez erzählte den Diebstahl mit Einzelheiten, die eben nur der Urheber geben könnte; man stellte ihn mehrmals auf die Probe und ließ sich wiederholt beschreiben, wie er den Diebstahl vollbracht haben wollte, weil man ihn auf diese Weise für unausführbar hielt. Er bewies aber, daß er durch ein Fenster der Kirche hatte kriechen und auch den Kasten hindurchziehen können, ohne eine Spur zu hinterlassen. Er gab ferner die Stelle an, wo jener Kasten wiedergefunden worden war, und man mußte also glauben, daß Macrez wenigstens bei dem Diebstahle mit thätig gewesen sei. Es fragte sich nun nur noch, ob Houillez und Hylse ebenfalls dabei gewesen waren, oder ob Hylse bei der ganzen Sache gelogen habe. Anfangs blieb der Letztere fest bei seiner ersten Aussage, als er aber darauf gefährlich erkrankte, gestand er einige Tage vor seinem Tode, daß er bis dahin gelogen und daß er und Houillez an dem Diebstahle so unschuldig wären, wie neugeborene Kinder; er habe zuerst im Scherz und in der Trunkenheit der That sich gerühmt und sei dann bei der Aussage geblieben, weil er gefürchtet, er werde für die Lüge noch schlimmer bestraft werden, als für den Diebstahl selbst. So blieb Macrez der einzige Thäter und er wurde verurtheilt, Houillez dagegen von der Oberbehörde in Freiheit gesetzt. Leider ist aber nun der Unglückliche durch den Kummer, der so lange an ihm nagte, und durch den Aufenthalt im Zuchthause um seine Gesundheit, wie um die Mittel zu seinem Unterhalte gekommen, und die Gazette des Tribunaux, welche den Fall erzählt, fragt mit Recht, ob es dem Staate nicht heilige Pflicht sein müsse, gut zu machen, was verschuldet worden?

(Eine Stecknadel die Ursache des Reichthums.) Laffitte hat 30 Millionen besessen und ist erster Minister in Frankreich gewesen, hatte also die höchsten Stufen des Reichthums und der Macht erstiegen, und zwar — durch eine Stecknadel.

Als er nämlich 1788 nach Paris kam, hatte er keinen andern Wunsch, als eine Stelle in einem Bankgeschäfte zu erhalten. Er begab sich mit einem Empfehlungsschreiben zu dem Bankier Perregaur, einem reichen Schweizer, welcher in dem Palaste der bekannten Mademoiselle Guimard wohnte, das er in einer Lotterie gewonnen hatte. Man führte den schüchternen jungen Laffitte in das ehemalige Boudoir der Tänzerin, welches das Cabinet des Bankiers geworden war, und er brachte sein Gesuch an, wurde aber abgewiesen, weil keine Stelle im Geschäft offen war. Laffitte entfernte sich traurig, schritt betrübt

über den Hof, bückte sich da aber und hob eine Stecknadel auf, die er an seinen Kermelausschlag steckte. Perregaur stand am Fenster und sah dies; er war ein kluger Mann und gehörte zu denen, welche den Charakter und den Werth eines Menschen selbst nach geringfügigen Kleinigkeiten zu beurtheilen wissen. Ein junger Mann, dachte er, der eine Stecknadel aufhebt, muß Vertrauen verdienen; er rief demnach den jungen Laffitte zurück und sagte ihm, er könne gleich am nächsten Tage in seinem Geschäfte eintreten. Und er irrte sich nicht, der junge Commis wurde bald Cassirer, dann Compagnon und endlich alleiniger Inhaber des ersten Bankhauses in Paris, Deputirter und endlich erster Minister. Wahrscheinlich würde sein Leben einen ganz andern Verlauf genommen haben, wenn er damals die Stecknadel nicht aufgehoben hätte.

Die Veranlassung, bei welcher Laffitte von Perregaur als Compagnon aufgenommen wurde, erzählt man dagegen auf folgende Weise. In der ärgsten Schreckenszeit der Revolution hatte der Nationalconvent die Bankiers in Verdacht, daß sie mit den Ausgewanderten in Verbindung ständen, und er befahl deshalb Cambon und zwei andern Mitgliedern der Bergpartei, bei allen Bankiers die Bücher und Correspondenz zu prüfen. Perregaur hatte allerdings mehrmals an Ausgewanderte Geldsummen nach Deutschland vermittelt und war auch bei dem Nationalconvent besonders angeklagt. Er berief in seiner Angst Laffitte zu sich, erzählte ihm, wie die Sache stand, trug ihm auf, die Bücher ic. zu ändern, und ging aufs Land. Laffitte verbrachte eine ganze Nacht damit und am anderen Tage erschien die Prüfungscommission. Nach genauer Durchsichtung nahm Cambon Laffitte bei Seite und sagte leise zu ihm: „Ich kenne Alles; aber Sie sind ein braver, junger Mann und ich weiß, daß Perregaur niemals in Verschwörungen sich eingelassen hat. Er kann ganz ruhig sein.“ Cambon erstattete einen für Perregaur günstigen Bericht, und als dieser zurückkam, ernannte er Laffitte zu seinem Associé. — Nach der zweiten Restauration zog sich der ehemalige Finanzminister der Republik, Cambon, der als Königsmörder verbannt war, in hohem Alter nach Brüssel zurück und lebte da in der größten Dürftigkeit. Kaum aber hatte Laffitte Nachricht davon erhalten, als er auf die zarteste Weise den unglücklichen alten Cambon vermochte, einen Jahresgehalt von 12,000 Fres. anzunehmen, der ihm bis zu seinem Tode pünktlich in Brüssel ausgezahlt worden ist.

(Ein eigenthümlicher Frauenmarkt.) In dem Bezirke Bemin Socor (Marocco), einem von Berbern bewohnten Gebirgslande, liegt ein Ort, in welchem während der Messe ein eigenthümlicher Verkehr stattfindet. Diese Messe wird jährlich ein Mal gehalten, und es finden sich da unverheirathete Männer ein, welche Frauen suchen, schon verheirathete Männer, die zu ihrer Frau oder ihren Frauen noch andere wünschen, so wie Mädchen und Wittwen, welche Männer haben wollen. Die Frau verkauft sich selbst, damit es aber nicht wie ein Menschenhandel aussehe, wird die Sache in folgender Weise betrie-

ben: Jede Heirathslustige legt ihre schönsten Kleidungsstücke an, pugt sich auf das Sorgfältigste, nimmt ein selbstgewebtes Zeugstück mit sich und setzt sich so, unverschleiert, auf den Markt. Die Männer, junge und alte, welche Frauen suchen, gehen nun auf dem Markte umher, untersuchen das Gewebe, welches die Mädchen und Wittwen ausgelegt haben, und betrachten sich dabei natürlich auch die Inhaberin desselben. Gefällt dem Manne das Mädchen, so fragt er, was das Zeugstück koste, und sie nennt darauf die Summe, welche sie als ihr Kaufgeld erwartet, die sie höher oder niedriger angiebt, je nachdem der Kauflustige ihr gefällt oder nicht, und die sie übertrieben hoch stellt, wenn der Käufer ihr widerwärtig ist. Schon bei diesem Handel kann der Liebhaber das Temperament und den Charakter des Mädchens einigermaßen kennen lernen. Werden sie einig mit einander, so wendet man sich an die Aeltern des Mädchens, welche das Recht haben, ihre Zustimmung zu geben oder zu versagen. Willigen sie ein, so geht man zu einem öffentlichen Schreiber, der Heirathscontract wird entworfen und die gekaufte Braut begiebt sich sofort in ihre neue Heimath. Die Wittwen stehen bei diesem Handel gewöhnlich sehr niedrig im Preise, und geschiedene Frauen verkaufen ihr Zeugstück spottbillig. Eine so gekaufte Frau kann übrigens nicht wieder verkauft werden, wie sehr der Käufer seinen Handel vielleicht auch bereut. Sie ist eine rechtsmäßige Gattin und behält die erlangte Kaufsumme als ihr Wittthum. — Die Leute dort, Mahomedaner, haben diesen seltsamen Frauenhandel offenbar in der Absicht eingeführt, um das Gesez des Propheten zu umgehen, der jede Werbung und Liebslei vor der Heirath verboten hat.

(Geschworene in Arkansas.) Fast alle Selaven haltende Staaten der amerikanischen Union stehen nach einstimmiger Versicherung aller Reisenden, welche jene Länder besucht haben, auf einer sehr niedrigen Stufe der Moral und sind fortwährend die Schaupläze aller Arten von Schändlichkeiten. Wie rücksichtslos selbst Geschworne namentlich in Arkansas ihr Amt verwalten, wird der nachstehende verbürgte Vorfall beweisen. In dem Gefängnisse zu Little-Rock befanden sich vier Uebelthäter, drei Mörder und ein Mann, der des Pferdediebstahls, eines Verbrechens angeklagt war, das in jenen Gegenden für weit schlimmer als Mord gilt. Der Advokat, der sie vertheidigen sollte, erzählte selbst, welche List er angewendet hatte, um sie zu retten. Die Verhandlungen erfolgten in einem einzelnen Hause mitten in einer Einöde, welches die noch zu bauende Stadt vertrat; die Zeugen waren erschienen, und man hatte auch mit Mühe zwölf Personen als Geschworene zusammengebracht. Leider aber fehlte Einer derselben, als die Verhandlungen beginnen sollten. Da diese nicht vor sich gehen können, wenn die Geschworenen nicht vollständig sind, so fragte der Richter, was zu machen sei, und der Vertheidiger der Angeklagten, welcher die Unschuld seiner Klienten pries, und dieselbe sobald als möglich darzuthun wünschte, machte den Vorschlag, einen unter den Anwesenden, der nicht Zeuge sei, an die Stelle des fehlenden

Geschworenen treten zu lassen. Das wurde angenommen, aber nun fand sich, daß außer den Geschworenen und den Zeugen Niemand da war, als die Angeklagten. Gleichviel. Einer der Mörder wurde zum Geschworenen ernannt, und man nahm die Sache des Pferdediebes vor, der frei gesprochen wurde. Dann trat dieser als Geschworener ein und sorgte dafür, daß der Mörder freigesprochen wurde. In dieser Weise wurden alle vier Angeklagte freigesprochen und kehrten so vergnügt nach Hause zurück, wie die Geschworenen, die froh waren, eine lästige Sache so schnell abgethan zu haben.

(Ein ehrenvolles Auskunftsmittel.) Da wir unsern Lesern mit der heutigen Nummer eine Ansicht von Tanager vorlegen, so wollen wir ihnen zugleich eine Geschichte erzählen, die vor kurzem dort vorkam. Die Uhr an der großen Moschee wollte nämlich nicht mehr gehen und sollte wieder in Ordnung gebracht werden. Leider war aber keiner der „Gläubigen“ im Stande, dieses schwierige Geschäft zu übernehmen, ja nur anzugeben, was an der Uhr in Unordnung gekommen sei, obgleich Viele mit großer Sicherheit ihre Ansichten darüber aussprachen, z. B. daß ein Dschin, d. h. ein böser Geist, seinen Aufenthalt in der Uhr genommen habe. Dies kam den Andern sehr wahrscheinlich vor und man wendete deshalb die kräftigsten Exorzismen an; vergebens; die Uhr stand stockstill. Ein christlicher Uhrmacher, „ein verfluchter Nazarener“, war nun der einzige Helfer und zum Glück wohnte ein solcher in Tanager, in der „Stadt, die der Herr schützt“. Er stammte aus Genua und war ein sehr frommer Christ. Wie sollten ihn die Anhänger des Propheten in ihrem Heiligthume arbeiten lassen? Die Uhr befand sich in der Mauer der Moschee und die frommen Gläubigen konnten unmöglich zugeben, daß ein Ungläubiger ihr Gotteshaus durch seine unheiligen Fußtritte schände. Da kamen denn allerlei Vorschläge zu Tage; Einer meinte, man solle die Uhr stehen lassen, ein Anderer schlug vor, man möge Bretter da legen, wo der Ungläubige gehen müsse, damit er den geweihten Boden nicht betrete; aber auch dies wurde nicht für sicher genug gehalten und man kam endlich überein, den Theil des Fußbodens aufzureißen, über welchen der christliche Uhrmacher gehen müsse. Nun begab man sich zu diesem und legte ihm die Sache vor, vergaß aber nicht, ausdrücklich hinzuzufügen, daß er die Schuhe und Strümpfe ausziehen müsse, wenn er die Moschee betrete. Dessen weigerte sich der Uhrmacher, der erklärte, er habe in der Kapelle der heiligen Jungfrau seine Schuhe nicht ausgezogen und werde sie deshalb noch viel weniger in dem Hause ihres Propheten ausziehen. Die Mahomedaner waren wüthend und wußten nicht, was sie thun sollten. Da verlangte endlich ein graubärtiger Priester das Wort und sagte: „Wenn die Moschee baufällig ist und Steine und Kalk für die Maurer hineingebracht werden müssen, tragen da nicht Esel diese Lasten hinein und behalten sie nicht auch ihre Hufe? Und glaubt der Esel an Gott und an Mahomed, den Propheten Gottes? Ihr sagt nein. So laßt auch den Chri-

sten in Schuhen in die Moschee gehen wie einen Esel und wieder herauskommen als einen Esel.“ Gegen diese weise Rede wußte Niemand etwas einzuwenden, der christliche Uhrmacher ging demnach gleich einem Esel in die mahomedanische Moschee und besserte die Uhr aus.

### Generalcorrespondenz.

Ein Brautpaar erschien kürzlich in Begleitung der Aeltern bei einem Notar, um da den Heirathscontract entwerfen zu lassen. Das Gesicht des Bräutigams strahlte von Liebe und Seligkeit. Der Heirathscontract wurde zu allseitiger Zufriedenheit aufgesetzt und Marie, die Braut, unterzeichnete ihn mit fester Hand, der Bräutigam dagegen, der die Feder etwas ungeschickt zur Hand nahm, machte nur ein schlechtes Kreuz darunter und sagte, das sei genug. Die Braut, die dies sah, trat nachdenkend zurück und erklärte bald darauf geradezu, daß sie ihr Wort zurücknehme. Man bestürmte sie mit Fragen, aber sie weigerte sich, Gründe anzugeben, ging fort und setzte sich draußen allein auf eine Bank nieder. Hier fand sie ihre Mutter, welche sie nun unter vier Augen über die Ursache ihres seltsamen Benehmens fragte. „Mein Bräutigam kann nicht schreiben,“ sagte sie, „und ein Mann, der in unsern Tagen in seinen Kenntnissen so weit zurück ist, entspricht den Erwartungen nicht, die ich von einem Gatten hege.“ Die Mutter überbrachte diese Antwort den noch versammelten Zeugen, der Bräutigam erröthete, stotterte und ging verschämt und verlegen fort; aber schon nach acht Tagen erhielt Marie einen hübschgeschriebenen Brief, welcher ihr bewies, daß der Bräutigam sich Tag und Nacht geübt habe, um schreiben zu lernen und so ihrer Achtung würdig zu werden. Die Hochzeit fand nun gleich darauf statt. —

Der reichste Grundbesitzer in Frankreich, nach dem Könige Ludwig Philipp, ist der Graf Roy und derselbe hat ein eigenthümliches, kostspieliges Steckenpferd. Jedes Jahr kauft er nämlich tausend Hectaren Waldung, denn er will immer so viele Tausend Hectaren Wald besitzen als er Jahre zählt; er besitzt denn auch wirklich 79,000. Binnen kurzem wird er sein achtzigstes Jahr erreichen und er beschäftigt sich denn auch bereits, wie erzählt wird, mit der Erwerbung neuer 1000 Hectaren. —

Als der Prinz Friedrich von Hessen-Darmstadt im Jahre 1839 nach Tanger kam und einige Monate dableib, brachte er ein Paar Wagen mit sich, aber die Ortsbehörden erlaubten den Gebrauch eines Räderfuhrwerks in der Stadt nicht. Der Prinz schrieb deshalb an den Kaiser von Marocco und erbot sich, die Hauptstraße von Tanger auf seine Kosten pflastern zu lassen, wenn ihm erlaubt werde, seine Equipagen zu benutzen. Der weise Sultan gab gnädig seine Einwilligung, aber unter der Bedingung, daß von den Wagen — die Räder abgenom-

men würden; ohne diese Vorsichtsmaßregel, fürchtete der Beschützer der Gläubigen, würde das Leben seiner getreuen Unterthanen in zu große Gefahr gerathen. Der Prinz befolgte die erhaltene Weisung buchstäblich und einer der Wagen, von dem die Räder abgenommen waren, wurde als Tragsessel von zwei starken Maulthieren getragen. (So erzählt D. Hay in seinem Werke: Western Barbary. London, 1844.) —

Einer der ausgezeichnetsten Naturforscher in America, wenn auch unsere Leserinnen wahrscheinlich noch nichts von ihm gehört haben, ist Dr. Croost in Tennessee. Er besitzt eine fabelhafte Passion für alle schlangenartigen Thiere, weshalb er auch fortwährend eine Anzahl von Schlangen — die er gezähmt hat — in den Taschen und unter der Weste bei sich herumträgt. Sein höchstes Vergnügen besteht darin, sich in seinem Schaukelstuhle zu wiegen, über Geologie zu sprechen und dabei den Kopf einer großen Schlange zu streicheln, die sich ihm um den Hals geschlungen hat. Jedes Jahr macht er einen Ausflug in das Gebirge. Bei einer solchen Gelegenheit ließ er sich auf einen Postwagen, in welchem mehrere Abgeordnete nach Washington fuhren, mit einem Korbe aufnehmen, dessen Deckel nicht sehr fest zugemacht war. Neben dem Korbe saß ein Geistlicher, der, als er nach einiger Zeit aus einem unruhigen Schlummer erwachte, zu seinem unbeschreiblichen Entsetzen zwei Klapperschlangen die fürchterlichen Köpfe herausstecken sah. Er stürzte sogleich auf den Kutscher, der mit ihm hinuntersprang, sobald er das Entsetzliche erfahren hatte. Die Herren im Wagen blieben, als sie erfuhren, was es gebe, ebenfalls keine Minute länger sitzen und bald war der Doctor mit seinen Klapperschlangen oben allein. Er legte ganz gemächlich seinen Mantel über den Korb, band ihn mit seinem Taschentuche zu und sagte dann: „Steigen Sie immer wieder ein, meine Herren, die armen Dinger thun Ihnen nichts; nur lassen Sie sich von ihnen nicht beißen.“ —

An dem dritten Theater, das in diesen Tagen in Brüssel eröffnet wurde, hat man einige Neuerungen angebracht, die man allgemein rühmt und zur Nachahmung empfiehlt. Das Haus hat keinen Kronleuchter, sondern wird von oben durch eine durchsichtige Kuppel erleuchtet, durch welche das Licht heruntersfällt. Rehnlich ist die Einrichtung auf der Bühne selbst. So haben z. B. bei einer Decoration, welche ein Zimmer vorstellt, die Fenster wirkliche Scheiben; bei den Scenen unter freiem Himmel fällt das Licht von oben ein und der Schatten bleibt, wie in der Natur, nicht immer an einer Stelle. Ein Journal setzt hinzu, die Decorationen würden durch höchstens vier Leute beaufsichtigt und durch eine Dampfmaschine unter der Bühne mit unfehlbarer Sicherheit und mit der äußersten Geschwindigkeit aufgestellt und weggezogen.